

**Hans H. Wulff**

## **Mediale Dialoganalysen: Eine Sammelrezension**

**[Rez. zu: Redeshows. *Fernsehdiskussionen in der Diskussion*. Hrsg. v. Werner Holly, Peter Kühn & Ulrich Püschel. Tübingen: Niemeyer 1989, v, 162 S. (Medien in Forschung und Unterricht. A,26.); *Dialoganalyse II. Referate der 2. Arbeitstagung, Bochum 1988*. Hrsg. v. Edda Weigand & Franz Hundsnurscher. 2 Bde. Tübingen: Niemeyer 1989, <Bd. 1:> x, 487 S. (Linguistische Arbeiten. 229.).]**

Eine erste Fassung dieser Rezension erschien in: *Medienwissenschaft: Rezensionen* 7,1-2, 1990, S. 149-151.  
URL der Online-Fassung: <http://www.derwulff.de/8-29>.

Die Frage, ob man es bei medial abgebildetem Sprechen mit einem "dialogischen" oder einem "trialogischen" Verhältnis (ein Ausdruck von Walter Dieckmann) zu tun habe, ob man gar auf "tetralogische" Rollengefüge übergehen müsse (wie Josef Klein in "Redeshows" es beiläufig praktiziert), bezeichnet genau das zentrale methodische Problem in diesem wichtigen Feld medienwissenschaftlicher Analyse. Denn wenn der Zuschauer als eine strukturelle Größe mitbeschrieben werden muß, verändern sich auch solche Größen der Beschreibung wie die Adressierung, Selbstdarstellungsstrategien usw.

Seitdem Holly, Kühn und Püschel 1986 mit ihrem Band "Politische Fernsehdiskussionen" sich mit der Fernseh-Textsorte "Diskussion" beschäftigt haben, ist klarer geworden, daß man diese "Diskussionen" nur mit Vorbehalten wirklich als Diskussionen analysieren sollte. Nach der These, die die drei Linguisten vortragen, hat man es mit Inszenierungen von Diskussionen zu tun, nicht mit wirklichem Streitgespräch. Das hängt eng mit der trialogischen Konstellation zusammen, in der der Zuschauer ein sozusagen versteckter Teilnehmer ist; er ist der eigentliche Adressat des kommunikativen Tuns der anderen Teilnehmer, und es sind nicht unbedingt die vorgeblichen Themen der Diskussion, die die eigentliche Botschaft bilden. Selbstdarstellung der beteiligten Politiker und Propaganda sind es vor allem, die man beobachten kann.

Gleichwohl dient das Label "Diskussion" weiterhin dazu, ein demokratisches Grundverfahren auszuweisen, das von der Realität des Medienhandelns aber eigentlich gar nicht erfüllt wird (und vielleicht auch nicht erfüllt werden soll). Wenn Heiner Geißler im

vorliegenden Band gerade dieses - "Streit" als demokratisches Grundverfahren - als das Moment in den Vordergrund stellt, unter dem Politiker im Fernsehen handeln sollten (S. 154): dann wirkt das allerdings nach der Fülle von Untersuchungen über das Nichtgelingen dieser Gesprächsform geradezu grotesk und mag als ein Indiz für die Borniertheit (oder Unwissenheit) der Politiker-Teilnehmer genommen werden.

Wenn es nicht um themenzentrierte Diskussion geht, muß natürlich die Frage danach gestellt werden, welches denn nun die eigentlichen Inhalte dieser Art von Fernseh-Sendungen sind. Das Gros auch der vorliegenden Untersuchungen gibt hier erstaunlich wenig Auskunft - ihr zentrales Thema ist immer noch der Nachweis, daß die Gesprächs- und Koordinationsregeln des Gesprächstyps "Diskussion" verletzt sind. Das ist durchaus aufschlußreich, hat aber natürlich nur begrenzte Reichweite. Wenn z.B. Josef Klein in seinem Beitrag "Gesprächsregeln in fernsehtypischen Formen politischer Selbstdarstellung" auf der Basis der Griceschen Maximen versucht, von der Sicht von Zuschauern aus den Regelkanon zu skizzieren, dem Politiker folgen, dann ist das ein Vorstoß in Neuland; aber Klein sichert vor allem die Verstöße, geht nicht auf die positiv verfolgten Darstellungsstrategien ein, auf die Momente von "Imagearbeit", um die es eigentlich gehen müßte, wenn man den Gedanken weiterdenkt, daß Fernsehdiskussionen ganz anderen als den vorgeblichen Zwecken dienen.

Klein arbeitet nicht mit Verfahren der linguistischen Deskription, sondern mit Zuschaueraussagen: sie konnten die Videoaufzeichnung einer Fernsehdiskus-

sion mit "Markierungen" an solchen Stellen versehen, an denen sie einen Kommentar oder eine Bewertung sprechen wollten. Dies ist methodisches Neuland, das nach Reflexion verlangt. Offen bleibt z.B. die für das gewählte Auffindungs- und Darstellungsverfahren zentrale Frage, welche Rolle das Interesse oder Vorgesimmtheiten des Zuschauers spielen - ob es für "Parteigänger" etwa andere Zulässigkeiten und Toleranzschwellen gibt als für "Informationssucher" (79f). Ungeklärt ist der Einfluß der Instruktion auf das Verhalten der Probandengruppe. Usw. Die interessanteste Beobachtung, die Klein denn mit seinem Verfahren macht, sind die Orientierungen, die seine Probanden zeigten - sie thematisierten in großer Mehrheit Fragen der "Informativität, der Wahrheit des Gesagten, der Glaubwürdigkeit der Kontrahenten, der Relevanz der Themen und der Sprechakte, der Durchsichtigkeit der Gesprächsführung sowie der Fairness" (S. 81). Die Erwartung von Zuschauern scheint dem folgend auf die Rationalität und Sachorientierung der Fernsehdiskussionen gerichtet zu sein, entgegen aller in der Analyse herausgearbeiteten Deformationen dieses Kommunikationstyps.

Diese kritischen Bemerkungen sollten aber nicht fehlverstanden werden. Der vorliegende Band gibt einen ausgezeichneten Überblick über die zeitgenössische linguistische Analyse dieses spezifischen medialen Kommunikationstyps, dessen Eigenarten eine Analyse erforderlich machen, die in vielem über die eigentlich linguistisch-grammatische Domäne hinausgeht. Wolfgang Settekorn untersucht Kandidatendebatten im französischen Fernsehen; Ulrich Köpf versucht, eine Liste der strategischen Maximen aus einer Spitzenkandidatendiskussion zu extrahieren (nach dem Muster: "Unterstelle Strittiges als selbstverständlich, indem du es implizit voraussetzt"); Josef Kleins Arbeit wurde schon vorgestellt; Heinrich Löffler vergleicht schweizer- und bundesdeutsche Diskussionen; Harald Burger fragt nach dem geeignetsten Rezipienten für Formen der Zuschauerbeteiligung (es ist der "domestizierte Rezipient"!); mit Wolf Schneider, Heiner Geißler und Peter Glotz sind schließlich drei Medienpraktiker vertreten, deren Beiträge aber deutlich von denen der Wissenschaftler abstecken.

Es sind neben den eingeführten linguistischen Kategorien wie z.B. denen der Anrede oder der aus sozio-

linguistischen Untersuchungen bekannten Überlegungen zum Code-Switching vor allem pragmalinguistische Bezugspunkte, auf die die Autoren sich berufen - Maximen wie diejenigen von Grice, Konzepte von "Strategie" und "Ritualisierung", sprechaktanalytische Kategorien.

Der zweite Band, auf den hier hinzuweisen ist, ist nur im Ausnahmefall medialem oder medial abgebildetem Sprechen gewidmet. Unter den insgesamt 61 Beiträgen finden sich: Wilhelm Franke und Ernest W.B. Hess-Lüttich gehen das Problem der Klassifizierung medialer Dialogsorten an, wobei beide sie als "bereichsspezifische Ausformungen genereller Kommunikationsformen" (S. 1/170) auffassen, nicht als eigenständige Formen. Bernd Naumanns Analyse des "Ratgebens" in der BR-Sendereihe VON MENSCH ZU MENSCH ist ein beeindruckender Versuch, sich auf die spezifische mediale Konstellation von Kommunikationsrollen einzustellen, die bei solchen "phone-ins" gelten. Giuseppe Minnis Überlegungen zur "Talk-Show" laufen darauf hinaus, den "talk-showman" als rhetorischen Zeremonienmeister auszulegen: ein abgebildeter Pseudodialog, der zu monologischen Formen zurückentwickelt. Gerhard Tschauders Überlegungen zur dialogischen Struktur des Monologs artikulieren 200 Seiten vorher dazu die Gegenthese. - Verwiesen sei schließlich auf Manfred Fausts Überlegungen zu den Dialogen Karl Valentins im 2. Band.

Dialoganalyse ist ein Bereich im Umbruch: das läßt sich nach Lektüre eines Sammelbandes zu einem Spezialthema und eines umfangreichen Bandes Tagungsakten resümieren. Terminologische Unklarheiten und Unsicherheiten über die Implikationen der Ausweitung des Untersuchungsgegenstandes über die grammatische Beschreibung hinaus sind es wohl vor allem, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Seit Jahren ist die Rede vom "sozialen Rahmen", der in der Dialoganalyse mitbeschrieben werden müsse, durchaus usuell: und es deutet sich an, daß sich dann die Grenzen zwischen linguistischer und soziologischer Analyse zusehends verwischen. Daß damit ein im strikten Sinne interdisziplinärer Forschungsbereich entsteht, versteht sich von selbst. Daß in den beiden vorliegenden Bänden so wenige Soziologen beteiligt sind, spricht dann auch eine deutliche Sprache.